

ALESSANDRO
BARICCO



NOVECENTO

Die Legende
vom Ozeanpianisten

PIPER

»Stell dir vor: ein Klavier. Die Tasten fangen an. Die Tasten hören auf. *Du* bist unendlich, und in diesen Tasten ist die Musik unendlich, die du machen kannst.«

Der neue Baricco – die Geschichte des Pianisten Novecento, der im Jahre 1900 auf einem Ozeandampfer geboren wird und ihn nie mehr verläßt.

Verfilmt von Oscar-Preisträger Giuseppe Tornatore (»Cinema Paradiso«).

Auf dem luxuriösen Ozeandampfer Virginian, der zu Beginn des Jahrhunderts zwischen der Alten und Neuen Welt hin- und herpendelt, wird ein ausgesetztes Baby gefunden, dem die Matrosen den Namen seines Geburtsjahrs geben: Novecento, Neunzehnhundert. Noch ahnt keiner, welch ein seltsames Schicksal dieses Findelkind haben wird. Novecento wird nämlich zeit seines Lebens nicht mehr von Bord gehen: Er wird der sagenhafte Ozeanpianist, ein Vorläufer des Jazz, eine lebende Legende. Er lebt für seine Musik, und diese Musik verübt einen seltsamen Zauber auf alle, die sie hören.

Die poetische Sprache von »Seide« und die Phantasie von »Land aus Glas« verbinden sich hier zu einer wundervollen Geschichte um Musik, Leidenschaft und die Macht der Freundschaft. Der heimatlose Pianist Novecento ist ein Emblem unserer Epoche, sein Schicksal eine Metapher für eine Reise ohne Ende. Der Ozeandampfer zieht durch die Geschichte unseres Jahrhunderts, doch im Hintergrund swingt und summt es dazu im Rhythmus des Jazz, daß es eine Lust ist.

Alessandro Baricco

Novecento

Die Legende vom Ozeanpianisten

*Aus dem Italienischen von
Karin Krieger*



Piper
München Zürich

Die Originalausgabe erschien 1994
unter dem Titel »Novecento«
bei Giangiacomo Feltrinelli Editore in Mailand.

ISBN 3-492-04104-3
© Giangiacomo Feltrinelli Editore, Mailand 1994
Deutsche Ausgabe: © Piper Verlag GmbH, München 1999

Für Barbara

Ich habe diesen Text für einen Schauspieler, Eugenio Allegri, und einen Regisseur, Gabriele Vacis, geschrieben. Sie haben ein Schauspiel daraus gemacht, das auf dem Festival von Asti im Juli diesen Jahres Premiere hatte. Ich weiß nicht, ob das ausreicht, um zu behaupten, ich hätte ein Theaterstück geschrieben, ich habe da meine Zweifel. Jetzt, da ich es in Buchform sehe, scheint es mir eher ein Text zu sein, der auf dem schmalen Grat zwischen einem richtigen Bühnenstück und einer laut zu lesenden Erzählung schwankt. Ich glaube nicht, daß es einen Namen für diese Art von Texten gibt. Aber egal. Ich finde, es ist eine schöne Geschichte, die es wert war, erzählt zu werden. Und der Gedanke, daß sie jemand lesen wird, gefällt mir.

September 1994

A. B.

Novecento

Es passierte immer wieder, daß auf einmal einer den Kopf hob ... und es sah. Das ist etwas, was schwer zu begreifen ist. Ich meine ... Wir waren mehr als tausend auf diesem Schiff: steinreiche Leute auf Reisen, Auswanderer, Sonderlinge und wir ... Trotzdem gab es jedesmal einen, nur einen einzigen, einen, der ... es als erster sah. Vielleicht aß er gerade was, oder er ging einfach so spazieren da auf dem Deck ... vielleicht zog er gerade seine Hose zurecht ... er hob kurz den Kopf, warf einen Blick auf das Meer ... und da sah er es. Er blieb wie angewurzelt stehen, da, wo er gerade stand, sein Herz schlug zum Zerspringen, und jedesmal, jedes verfluchte Mal, wirklich jedesmal drehte er sich zu uns um, zum Schiff, zu allen, und schrie (*leise und langsam*): Amerika. Dann verharrte er reglos, als sollte er in eine Photographie eingehen, und mit einem Gesicht, als hätte er selbst es gemacht – Amerika. Abends nach der Arbeit und sonntags hatte er sich von seinem Schwager, einem Maurer, helfen lassen, einem tüchtigen Kerl ... zuerst schwebte ihm was aus Sperrholz vor, dann ... kam er richtig in Fahrt, und er machte Amerika.

Der Amerika als erster sieht. Auf jedem Schiff gibt es einen. Und man sollte nicht glauben, daß so was zufällig passiert, nein ... es ist auch keine Frage der Dioptrien, nein, das ist Schicksal. Das sind Leute, die diesen Augenblick schon immer in ihr Leben eingraviert mit sich herumtrugen. Und als sie Kinder waren, konntest du ihnen in die Augen sehen, und wenn du gut hinsahst, hast du es schon erkannt – Amerika, schon auf dem Sprung, um über Nerven und Blut und was weiß ich alles bis hin

zum Gehirn zu gleiten und von dort aus zur Zunge bis in diesen Schrei hinein (*schreit*), AMERIKA, es war längst da, in diesen Kinderaugen, das ganze Amerika.

Es wartete schon.

Das habe ich von Danny Boodmann T. D. Lemon Novacento gelernt, dem größten Pianisten, der je auf dem Ozean gespielt hat. Man sieht in den Augen der Menschen das, was sie sehen werden, und nicht das, was sie gesehen haben. Das waren seine Worte: Das, was sie sehen werden.

Ich habe so manche gesehen – so manche Amerikas ... Sechs Jahre auf diesem Schiff, fünf, sechs Fahrten pro Jahr, von Europa nach Amerika und zurück, ständig auf dem Ozean schaukelnd, wenn du an Land gingst, konntest du nicht mal gerade ins Klo pinkeln. Es stand still, aber du, du schwanktest immer noch. Denn man kann zwar von Bord eines Schiffes gehen, aber vom Meer ... Als ich es bestieg, war ich siebzehn. Und das einzige im Leben, was mich vom Hocker reißen konnte, war: Trompete spielen. Als es sich also herumsprach, daß sie unten am Hafen Leute für den Dampfer suchten, für die *Virginian*, stellte ich mich mit in die Schlange. Ich und die Trompete. Januar 1927. Musiker haben wir schon, meinte der Typ von der Schifffahrtsgesellschaft. Ich weiß, und ich spielte los. Er stand da und starrte mich an, ohne ein Glied zu rühren. Er wartete, bis ich fertig war, ohne ein Wort zu sagen. Dann fragte er:

»Was war das?«

»Ich weiß nicht.«

Sein Gesicht hellte sich auf.

»Wenn du nicht weißt, was es ist, dann ist es Jazz.«

Er veranstaltete was Komisches mit seinem Mund, vielleicht war es ein Lächeln, er hatte einen Goldzahn genau in der Mitte, so daß es aussah, als habe er ihn zum

Verkauf ins Schaufenster gestellt.

»Die sind ganz verrückt nach dieser Musik da oben.«

Da oben hieß auf dem Schiff. Und diese Art Lächeln hieß, daß ich angenommen war.

Wir spielten drei-, viermal am Tag. Zuerst für die Reichen in der Luxusklasse und dann für die aus der zweiten Klasse, und manchmal gingen wir zu den armen Schluckern von Auswanderern und spielten für sie, aber ohne die Uniform, so wie es gerade kam, und manchmal spielten auch sie, zusammen mit uns. Wir spielten, weil der Ozean groß ist und angst macht, wir spielten, damit die Leute nicht merkten, wie die Zeit verging, und damit sie vergaßen, wo sie waren und wer sie waren. Wir spielten, damit sie tanzten, denn wenn du tanzt, kannst du nicht sterben, und du fühlst dich göttlich. Und wir spielten Ragtime, denn das ist die Musik, nach der Gott tanzt, wenn es niemand sieht. Nach der Gott tanzen würde, wenn er ein Schwarzer wäre.

(Der Schauspieler geht ab. Ein übermütiger und ausgesprochen verrückter Dixieland spielt los. Der Schauspieler kommt in der eleganten Kleidung eines Jazzman auf einem Dampfschiff zurück auf die Bühne. Von nun an benimmt er sich, als stünde die Band leibhaftig auf der Bühne.)

Ladies and Gentlemen, meine Damen und Herren, Signore e Signori ... Mesdames et Messieurs, willkommen an Bord dieses Schiffes, dieser schwimmenden Stadt, die aufs Haar der *Titanic* gleicht, immer mit der Ruhe, bleiben Sie doch sitzen, der Herr dort hat gleich auf Holz geklopft, ich hab's genau gesehen, willkommen auf dem Ozean, was machen Sie eigentlich hier?, jede Wette, daß Ihnen die Gläubiger im Nacken saßen, Sie sind an die

dreißig Jahre zu spät auf der Jagd nach dem Gold, Sie wollten sich mal das Schiff ansehen und haben dann nicht gemerkt, wie es losfuhr, Sie sind mal eben Zigaretten holen gegangen, und in diesem Augenblick sitzt Ihre Frau bei der Polizei und sagt, er war ein guter Mann, vollkommen normal, in dreißig Jahren nicht ein Streit ... Also, was zum Teufel suchen Sie hier, dreihundert Meilen von jedem verdammten Stück Land entfernt und zwei Minuten vom nächsten Brechreiz?, Pardon, Madame, das war nur ein Scherz, keine Sorge, dieses Schiff läuft wie eine Kugel auf dem Billardtisch des Ozeans, klack, noch sechs Tage, zwei Stunden und siebenundvierzig Minuten und plopp, getroffen, New Yooooooooork!

(Band im Vordergrund)

Ich glaube nicht, daß es notwendig ist, Ihnen zu erklären, daß dieses Schiff in vielerlei Hinsicht außerordentlich und letztendlich einzigartig ist. Unter dem Kommando von Kapitän Smith, einem bekannten Klaustrophobiker und sehr vernünftigen Mann (gewiß haben Sie bemerkt, daß er in einem Rettungsboot wohnt), arbeitet eine praktisch einmalige Crew absolut ungewöhnlicher Profis für Sie: Paul Siezinskj, der Steuermann, polnischer Ex-Priester mit übersinnlichen Kräften, Handaufleger, leider blind ... Bill Joung, der Funker, ein toller Schachspieler, Linkshänder, Stotterer ... der Schiffsarzt Dr. Klausermannspitzwegensdorfentag, wenn Sie ihn im Notfall schnell rufen müssen, haben Sie leider Pech gehabt ..., doch allen voran:

Monsieur Pardin,
der Chefkoch,

direkt aus Paris, wohin er übrigens schnurstracks zurückkehrte, nachdem er sich persönlich von dem kuriosen

Umstand überzeugt hatte, daß dieses Schiff keine einzige Küche besitzt, wie neben anderen auch Monsieur Camembert, Kabine 12, messerscharf kombinierte, der sich heute beschwerte, weil das Waschbecken voller Mayonnaise war, was schon seltsam ist, denn normalerweise bewahren wir in den Waschbecken den Aufschnitt auf, eben wegen des Mangels an Küchen, dem auf diesem Schiff unter anderem auch das Fehlen eines richtigen Kochs zu verdanken ist, wie zweifellos Monsieur Pardin einer war, der schnurstracks nach Paris zurückkehrte, von wo aus er auf direktem Wege und in der irrigen Annahme gekommen war, hier Küchen vorzufinden, die es allerdings, um bei der Wahrheit zu bleiben, hier nicht gibt, und das verdanken wir wiederum der albernsten Vergeßlichkeit des Konstrukteurs dieses Schiffes, dem hervorragenden Ingenieur Camilleri, weltbekannt für seine Appetitlosigkeit, bitte schenken Sie ihm Ihren herzlichsten Applaus ...

(Band im Vordergrund)

Glauben Sie mir, noch so ein Schiff werden Sie nicht finden. Vielleicht finden Sie nach jahrelanger Suche noch einen klaustrophobischen Kapitän, einen blinden Steueremann, einen stotternden Funker, einen Arzt mit unaussprechlichem Namen, alle auf ein und demselben Schiff ohne eine Küche. Kann sein. Aber was Ihnen kein zweites Mal passieren wird, darauf können Sie Gift nehmen, ist, daß Sie mit dem Arsch auf zehn Zentimetern Polsterstuhl und Hunderten von Metern Wasser sitzen, mitten auf dem Ozean, und vor Augen den Zauber haben, in den Ohren das Wunder, in den Füßen den Rhythmus und im Herzen den Sound der einzigen, unnachahmlichen, kolossalen ATLANTIC JAZZ BAAAAND!!!!

(Band im Vordergrund. Der Schauspieler stellt nacheinander die Musiker vor. Auf jeden Namen folgt ein kurzes Solo.)

An der Klarinette: Sam »Sleepy« Washington!

Am Banjo: Oscar Delaguerra!

Trompete: Tim Tooney!

Posaune: Jim Jim »Breath« Gallup!

An der Gitarre: Samuel Hockins!

Und schließlich am Klavier ... Danny Boodmann T. D. Lemon Novecento.

Der Größte.

(Die Musik bricht schlagartig ab. Der Schauspieler spricht nun nicht mehr wie ein Ansager und zieht sich beim Reden die Musikeruniform aus.)

Das war er wirklich, der Größte. Wir spielten Musik, aber er war was anderes. Er spielte ... Das gab's noch nicht, bevor er es spielte, okay?, das gab's nirgendwo. Und wenn er vom Klavier aufstand, war es wieder weg ... und es war weg für immer. Danny Boodmann T. D. Lemon Novecento: Das letzte Mal, als ich ihn sah, saß er auf einer Bombe. Im Ernst. Er saß auf einer Riesenladung Dynamit. Eine lange Geschichte ... Er sagte: »Du bist nicht wirklich aufgeschmissen, solange du noch eine gute Geschichte hast und jemanden, dem du sie erzählen kannst.« Er hatte sie ... eine gute Geschichte. Er *war* seine gute Geschichte. Eine verrückte, wenn man es recht bedenkt, aber eine schöne ... Und damals, als er auf diesem ganzen Dynamit saß, hat er sie mir geschenkt. Weil ich sein bester Freund war, ja. Aber dann habe ich einigen Mist gebaut, und selbst wenn man mich auf den Kopf stellt, kommt nichts mehr aus meinen Taschen, sogar die

Trompete habe ich verkauft, alles, aber ... diese Geschichte, nein ... die habe ich nicht verloren, sie ist noch da, klar und unerklärlich wie nur die Musik war, wenn mitten auf dem Ozean das Zauberklavier von Danny Boodmann T. D. Lemon Novecento sie spielte.

(Der Schauspieler geht hinter die Kulissen. Wieder ist die Band zu hören, die zum Finale ansetzt. Als der letzte Akkord verklingt, kommt der Schauspieler auf die Bühne zurück.)

Gefunden hatte ihn ein Matrose, der Danny Boodmann hieß. Er fand ihn eines Morgens, als schon alle von Bord gegangen waren, in Boston, er fand ihn in einem Pappkarton. Er wird so an die zehn Tage alt gewesen sein, mehr nicht. Er weinte auch gar nicht, er lag still da, mit offenen Augen, in dieser großen Schachtel. Man hatte ihn im Ballsaal der ersten Klasse abgestellt. Auf dem Klavier. Allerdings sah er nicht aus wie ein Säugling erster Klasse. So was machten normalerweise die Auswanderer. Heimlich ein Kind zur Welt bringen, irgendwo an Deck, und es dann da aussetzen. Aber bestimmt nicht aus Bosheit. Das war Not, bitterste Not. Ungefähr so wie die Sache mit den Klamotten. Sie kamen an Bord und hatten kaum ein Hemd auf dem Arsch, jeder in seiner komplett durchlöchernten Kluft, der einzigen, die sie hatten. Aber da Amerika schließlich immer noch Amerika war, sah man sie am Ende alle gut gekleidet von Bord gehen, die Männer sogar mit Krawatte und die Kinder in weißen Blusen ... mit einem Wort, sie wußten sich zu helfen. In diesen zwanzig Tagen Überfahrt nähten und schneiderten sie, zum Schluß war nicht ein Vorhang und nicht ein Laken mehr auf dem Schiff zu finden, nichts, gar nichts: Sie hatten sich Sonntagskleider für Amerika gemacht. Die

ganze Familie. Da konnte man doch nichts gegen sagen

...

Kurz und gut, von Zeit zu Zeit ließ sich ein Kind nicht vermeiden, das für einen Auswanderer ein hungriges Maul mehr und einen Haufen Scherereien bei der Einwanderungsbehörde bedeutet. Sie ließen sie auf dem Schiff zurück. Sozusagen im Tausch gegen die Vorhänge und Bettlaken. Mit diesem Kind hier mußte das so gewesen sein. Sie mußten sich das so gedacht haben: Wenn wir es auf dem Flügel im Ballsaal der ersten Klasse lassen, nimmt es vielleicht irgendein Reicher auf, und es wird sein Leben lang glücklich sein. Das war ein guter Plan. Zur Hälfte funktionierte er auch. Reich wurde es zwar nicht, aber Pianist. Der beste, wirklich wahr, der beste.

Aber egal. Der alte Boodmann entdeckte es da und suchte nach einem Hinweis darauf, wer es war, fand aber nur einen blauen Aufdruck auf der Pappschachtel: T. D. Zitronen. Es gab auch noch so was wie das Bild einer Zitrone. Auch blau. Danny war ein Schwarzer aus Philadelphia, ein Kerl wie ein Schrank, ein wahres Wunder. Er nahm das Kind auf den Arm und sagte »Hello Lemon!« Und irgendwas in ihm wurde ausgelöst, so was wie das Gefühl, Vater geworden zu sein. Zeitlebens vertrat er die Ansicht, daß dieses T. D. eindeutig Thanks Danny, Danke Danny, heißen sollte. Das war Blödsinn, aber er glaubte es wirklich. Sie hatten es für ihn ausgesetzt, dieses Kind. Davon war er überzeugt. T. D., Thanks Danny. Einmal brachten sie ihm eine Zeitung mit, in der die Reklame eines Marines mit einer Idiotenfresse und einem feschen Schnurrbart war, so vom Typ Latin Lover, und dazu das Bild einer Riesenzitrone, und daneben stand: Tano Damato – der König der Zitronen, Tano Damato – die Zitronen der Könige, und irgend so

ein Zertifikat oder eine Auszeichnung, oder was weiß ich ... Tano Damato ... Der alte Boodmann zuckte mit keiner Wimper. »Was ist denn das für eine Tunte?« fragte er. Dann ließ er sich die Zeitung geben, weil neben der Reklame die Rennergebnisse standen. Nicht, daß er wet-tete, nein, ihm gefielen nur einfach die Namen der Pferde, das war wirklich seine Welt, in einer Tour sagte er: »Hör mal das hier, das hier, das ist gestern in Cleveland gelaufen, hör mal, sie haben es *Streithammel* genannt, verstehst du?, ist das die Möglichkeit? und das hier? na sowas: *Lieber früher*, ist das nicht göttlich?« Also, ihm gefielen die Pferdenamen, das war seine Welt. Wer gewann, war ihm scheißegal. Ihm gefielen nur die Namen.

Diesem Kind gab er als erstes seinen eigenen Namen: Danny Boodmann. Die einzige Eitelkeit, die er sich in seinem ganzen Leben leistete. Dann setzte er T. D. Lemon dazu, genauso wie es auf der Pappschachtel stand, denn er meinte, es mache was her, wenn man mitten im Namen Buchstaben stehen hat: »Die Anwälte haben auch alle welche«, bestätigte Burty Bum, ein Maschinist, der dank eines Anwalts, der John P. T. K. Wonder hieß, im Knast gelandet war. »Wenn er Anwalt wird, bring ich ihn um«, verkündete der alte Boodmann, ließ aber die beiden Initialen in dem Namen dann doch stehen, und so kam Danny Boodmann T. D. Lemon heraus. Es war ein schöner Name. Sie prüften ihn eine Weile, indem sie ihn vor sich hin sagten, der alte Danny und die anderen, unten im Maschinenraum, bei abgeschalteten Motoren, im Hafen von Boston schaukelnd. »Ein schöner Name«, sagte der alte Boodmann schließlich, »aber irgendwas fehlt noch. Ihm fehlt ein großes Finale.« Das stimmte. Ihm fehlte ein großes Finale. »Setzen wir doch Dienstag dazu«, schlug Sam Stull, der Kellner, vor. »Du hast ihn Dienstag gefunden, also nenn ihn Dienstag.« Danny dachte eine Wei-

le darüber nach. Dann lächelte er. »Das ist eine gute Idee, Sam. Ich habe ihn im ersten Jahr dieses verdammten neuen Jahrhunderts gefunden, stimmt's? Ich werde ihn Novecento nennen – 1900.« – »Novecento?« – »Novecento.« – »Aber das ist ja eine Zahl!« – »Es war eine Zahl. Jetzt ist es ein Name.« Danny Boodmann T. D. Lemon Novecento. Das ist perfekt. Das ist wunderschön. Ein toller Name, weiß Gott, wirklich ein toller Name. Er wird es weit bringen, mit so einem Namen. Sie beugten sich über die Pappschachtel. Danny Boodmann T. D. Lemon Novecento sah sie an und lächelte. Sie standen wie vom Donner gerührt: Keiner hatte damit gerechnet, daß ein so kleines Kind soviel Scheiße machen kann.

Danny Boodmann war noch acht Jahre, zwei Monate und elf Tage lang Matrose. Dann, bei einem Sturm mitten auf dem Ozean, erwischte ihn ein herumwirbelnder Flaschenzug voll am Rücken. Er brauchte drei Tage, um zu sterben. Er war innen kaputt, es war gar nicht daran zu denken, ihn wieder zusammenzuflicken. Novecento war damals ein kleiner Junge. Er setzte sich an Dannys Bett und rührte sich nicht mehr von der Stelle. Er hatte einen Stapel alter Zeitungen und las dem alten Danny, der langsam vor die Hunde ging, drei Tage lang mit unsäglichem Mühe sämtliche Rennergebnisse vor, die er finden konnte. Er setzte die Buchstaben zusammen, wie Danny es ihm beigebracht hatte, den Finger auf das Zeitungspapier gepreßt und mit Augen, die keine Sekunde lockerließen. Er las langsam, aber er las. So starb der alte Danny beim sechsten Rennen von Chicago, das *Trinkwasser* mit zwei Längen Vorsprung vor *Minestrone* gewann und mit fünf Längen vor *Blaues Make-up*. Es war nämlich so, daß er bei diesen Namen das Lachen nicht verkneifen konnte, und vor Lachen platzte er. Sie wickelten ihn in eine Plane und gaben ihn dem Ozean zurück. Auf die Plane schrieb

der Kapitän mit roter Farbe: Thanks Danny.

So war Novecento zum zweiten Mal Waise. Er war acht Jahre alt, und er war schon an die fünfzigmal zwischen Europa und Amerika hin und her gefahren. Der Ozean war sein Zuhause. Und was das Land anging, na ja, er hatte nie einen Fuß darauf gesetzt. Er hatte es von den Häfen aus gesehen, natürlich. Aber betreten, niemals. Es war nämlich so, daß Danny Angst hatte, man könnte ihn ihm wegen irgendeiner Dokumenten- oder Visageschichte oder so was wegnehmen. Deshalb blieb Novecento immer an Bord, und irgendwann ging die Reise darin wieder los. Streng genommen existierte Novecento für die Welt gar nicht. Es gab keine Stadt, keine Gemeinde, kein Krankenhaus, kein Gefängnis, keine Baseballmannschaft, die irgendwo seinen Namen vermerkt hätte. Er hatte kein Heimatland, er hatte kein Geburtsdatum, er hatte keine Familie. Er war acht Jahre alt. Aber offiziell war er nie geboren.

»Das kann auf Dauer nicht so weitergehen«, sagten sie gelegentlich zu Danny. »Von allem anderen mal abgesehen, ist es auch gegen das Gesetz.« Aber Danny hatte eine unschlagbare Antwort parat: »Ich scheiß auf das Gesetz.« Nach so einem Auftakt gibt es nicht mehr viel zu diskutieren.

Als sie am Ende der Fahrt, auf der Danny starb, nach Southampton kamen, fand der Kapitän, daß es an der Zeit war, endgültig mit diesem Theater Schluß zu machen. Er verständigte die Hafenbehörden und befahl seinem Vize, Novecento zu holen. Tja, er hat ihn nicht gefunden. Sie suchten zwei Tage lang das ganze Schiff nach ihm ab. Fehlanzeige. Er war verschwunden. Diese Geschichte schmeckte keinem so recht, denn schließlich hatten sie sich auf der *Virginian* an den Jungen gewöhnt, zwar traute sich keiner, es auszusprechen, aber ... es gehört nicht

viel dazu, sich die Bordwand runterzustürzen, und ... dann macht das Meer, was es will, und ... So waren sie tiefbetrübt, als sie zweiundzwanzig Tage später nach Rio de Janeiro abfuhren, ohne daß Novecento wiederaufgetaucht wäre oder daß man etwas von ihm gehört hätte. Papierschlangen und Sirenen und Feuerwerk bei der Abfahrt wie jedesmal, aber diesmal war es anders, sie waren im Begriff, Novecento zu verlieren, und zwar für immer, etwas nagte an ihrem Lächeln, bei allen, und zerfraß sie von innen.

In der zweiten Nacht dieser Überfahrt, als nicht einmal mehr die Lichter der irischen Küste zu sehen waren, stürzte Barry, der Bootsmann wie ein Besessener in die Kajüte des Kapitäns, weckte ihn und erklärte, daß er ihm unbedingt was zeigen müsse. Der Kapitän fluchte, ging dann aber mit.

Ballsaal der ersten Klasse.

Erloschene Lichter.

Leute im Schlafanzug, am Eingang stehend. Passagiere, die aus ihrer Kabine gekommen waren.

Dazu Matrosen und drei Kohlrabenschwarze aus dem Maschinenraum und dann noch Truman, der Funker. Alle schwiegen und schauten.

Auf Novecento.

Er saß mit Beinen, die ein ganzes Stück über dem Boden baumelten, auf dem Klavierhocker.

Und,
wahrhaftigen Gottes,
er spielte.

(Ein ziemlich einfaches, langsames und verführerisches Klavierstück erklingt.)

Weiß der Teufel, was das für eine Musik war, die er da spielte, es war etwas Kleines ... und Schönes. Es war kein Trick, er war es wirklich, der da spielte, es waren seine Hände auf den Tasten, weiß der Himmel wie. Und man mußte gehört haben, was er da hervorbrachte. Da war eine Dame im rosa Morgenrock, mit solchen Klemmen im Haar ... eine, die im Geld schwimmt, wohlgemerkt, die amerikanische Gattin eines Versicherungsvertreters ... also der rollten dicke Tränen über ihre Nachtcreme, sie guckte und weinte, sie hörte überhaupt nicht mehr auf. Als sie den Kapitän neben sich sah, der vor Überraschung völlig geplättet war, buchstäblich geplättet, als sie ihn neben sich sah, schniefte sie, sie schniefte, zeigte auf das Klavier und fragte:

»Wie heißt es?«

»Novecento.«

»Nicht das Lied, das Kind.«

»Novecento.«

»Wie das Lied?«

Es war die Art von Konversation, die ein Schiffskapitän nicht länger als vier, fünf Sätze durchhält. Vor allem dann nicht, wenn er gerade entdeckt hat, daß ein Kind, das er tot geglaubt hatte, nicht nur lebt, sondern in der Zwischenzeit auch noch Klavier spielen gelernt hat. Er ließ die Reiche mit ihren Tränen und so einfach stehen und durchquerte mit energischen Schritten den Saal: Schlafanzug hose und nicht zugeknöpfte Uniformjacke. Erst am Klavier machte er halt. Ihm lag in diesem Augenblick vieles auf der Zunge, unter anderem auch »Wo zum Henker hast du das gelernt?« oder »Wo zum Teufel hast du dich versteckt?« Aber wie so viele Männer, die daran gewöhnt sind, in Uniform zu leben, dachte er inzwischen auch in Uniform. Daher sagte er folgendes: »Novecento, das hier ist alles total gegen die Vorschrift.«

Novecento hörte auf zu spielen. Er war ein wortkarger kleiner Junge mit großer Auffassungsgabe. Er sah den Kapitän freundlich an und sagte: »Ich scheiß auf die Vorschrift.«

(Sturmgebraus ertönt.)

Das Meer ist aufgewacht / das Meer ist entgleist mit
Macht / das Wasser schäumt zum Himmel auf / es wütet,
braust, löst Winde, Wolken, Sterne auf / ungestüm bricht
es nun los / wie lange es noch dauern mag / man weiß
nicht mehr, ob Nacht, ob Tag / Mama davon / hast du
nichts gesagt / eiapopeia / das Meer wiegt dich fein / es
wiegt dich mitnichten / so wild / ringsumher / vor Gischt
und vor Pein / verrückt ist das Meer / so weit der Blick
reicht / nur Finsternis / und schwarze Fluten / und schwe-
re Strudel / und alle stumm / sie warten nur / daß es endet
/ und, sinken / Mama, das will ich nicht / ich will friedli-
ches Wasser / das dich spiegelt / Schluß mit / diesen /
sinnlos / wilden / Wasserwänden / und dem Lärm / ich
will das Wasser, das du kanntest

ich will das Meer zurück

Stille

und Licht

und fliegende Fische

dort oben die fliegen.

Die erste Fahrt, der erste Sturm. Pech gehabt. Ich hatte noch nicht mal richtig verstanden, wo es eigentlich langgeht, da erwischte mich eines der mörderischsten Unwetter in der Geschichte der *Virginian*.

Mitten in der Nacht brannten bei ihm alle Sicherungen durch, und ab ging die Post, er schmiß den Tisch um. Der Ozean. Es sah aus, als wollte er nie mehr aufhören. Nicht

daß einer, der auf einem Schiff Trompete spielt, noch groß was machen kann, wenn der Sturm kommt. Er kann höchstens vermeiden, Trompete zu spielen, um die Sache nicht noch komplizierter zu machen, und ohne einen Mucks in seiner Kojen sitzen. Doch da drin hielt ich es nicht aus. Du kannst dich soviel ablenken, wie du willst, aber verlaß dich drauf, früher oder später schießt dir ein Satz zielsicher durchs Hirn: Er sitzt wie die Maus in der Falle. Ich wollte nicht wie die Maus in der Falle sitzen, also ging ich raus aus der Kabine und begann herumzuirren. Ich wußte ja auch gar nicht, wohin, ich war erst seit vier Tagen auf diesem Schiff, es war schon viel, wenn ich den Weg zu den Toiletten fand. Diese Schiffe sind kleine schwimmende Städte. Wirklich wahr. Also wie ich da so überall anstieß und aufs Geratewohl in die Gänge bog, wie es gerade kam, verfranzte ich mich, das ist ja klar. Dumm gelaufen. Schöne Scheiße. Gerade in diesem Augenblick kam ein Typ vorbei, sehr elegant und dunkel gekleidet, er spazierte einfach herum und machte ganz und gar nicht den Eindruck, sich verlaufen zu haben, er schien die Wellen nicht mal zu spüren, ganz so, als schlenderte er über die Strandpromenade von Nizza: Das war Novecento.

Er war damals siebenundzwanzig, wirkte aber älter. Ich kannte ihn kaum. Ich hatte in diesen vier Tagen mit ihm in der Band gespielt, aber mehr auch nicht. Ich wußte nicht mal, wo er seine Kabine hatte. Natürlich hatten mir die anderen von ihm erzählt. Sie sagten seltsame Sachen, sie sagten: Novecento ist noch nie von Bord gegangen. Er ist auf diesem Schiff geboren und seitdem immer hiergeblieben. Die ganze Zeit. Siebenundzwanzig Jahre, ohne je den Fuß auf festes Land zu setzen. Wenn man das so hörte, klang es ziemlich nach Seemannsgarn ... Sie sagten auch, daß er eine Art von Musik machte, die

es gar nicht gab. Alles, was ich darüber wußte, war, daß Fritz Hermann, ein Weißer, der von Musik nicht die Bohne verstand, aber ein hübsches Gesicht hatte, weshalb er der Bandleader war, jedesmal bevor wir da im Ballsaal zu spielen angingen, zu ihm ging und leise sagte:

»Bitte, Novecento, nur die normalen Noten, okay?«

Novecento nickte und spielte die normalen Noten, wobei er vor sich hin starrte, nicht ein Blick auf seine Hände, er schien ganz woanders zu sein. Heute weiß ich, daß er wirklich ganz woanders war. Aber damals wußte ich das nicht. Ich dachte, er ist ein bißchen seltsam, weiter nichts.

In jener Nacht, mitten im schönsten Unwetter und in seinem Aufzug wie ein Gentleman im Urlaub fand er mich in irgendeinem Gang verirrt und mit dem Gesicht eines Toten, sah mich an, lächelte und sagte: »Komm.«

Also wenn einer, der auf einem Schiff Trompete spielt, mitten im schönsten Unwetter einen trifft, der »Komm« zu ihm sagt, kann der, der Trompete spielt, nur eines tun: mitgehen. Ich ging mit. Das heißt, er ging. Ich dagegen ... naja, es war nicht das gleiche, ich hatte nicht diese Harmonie, aber immerhin ... wir kamen im Ballsaal an, und hier und da abprallend – nur ich natürlich, denn er lief ja wie auf Schienen – erreichten wir das Klavier.

Kein Mensch war unterwegs. Fast völlige Finsternis, nur vereinzelt ein Lichtschein. Novecento zeigte auf die Füße des Klaviers.

»Mach die Blockierungen los«, sagte er. Das Schiff tanzte, daß es eine Lust war, man hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten, es war blödsinnig, die Räder zu entsichern.

»Wenn du mir vertraust, mach sie los.«

Der spinnt, dachte ich. Und machte sie los.

»Und jetzt setz dich zu mir«, sagte Novecento.

Ich verstand nicht, worauf er hinauswollte, ich verstand es einfach nicht, ich stand da und hielt dieses Klavier fest, das wie ein riesiges Stück schwarze Seife zu gleiten begann ... Es war eine Scheißsituation, wirklich wahr, bis zum Hals in diesem Unwetter und dazu noch dieser Spinner auf seinem Hocker – auch der ein schönes Stück Seife – , die Hände reglos auf den Tasten.

»Wenn du jetzt nicht aufsteigst, steigst du nie mehr auf«, sagte der Spinner lächelnd. *(Er klettert auf eine Konstruktion, die halb Kinderschaukel und halb Trapez ist.)*

»Okay. Schicken wir alles zum Teufel, okay? Was gibt's schon zu verlieren, na gut, ich komme auf deinen blöden Hocker, also gut, ich bin drauf, und jetzt?«

»Jetzt hab keine Angst.«

Und er begann zu spielen.

(Ein Klavier-Solo erklingt. Es ist eine Art Tanz, ein Walzer, lieblich und sanft. Das Gerät beginnt zu schaukeln und trägt den Schauspieler über die ganze Bühne. Je mehr der Schauspieler erzählt, um so ausladender wird die Bewegung, bis er die Kulissen streift.)

Also, keiner ist verpflichtet, mir das zu glauben, und ehrlich gesagt, ich selbst würde es auch nie glauben, wenn man es mir erzählte, aber Tatsache ist, daß dieses Klavier anfang, über das Parkett des Ballsaals zu gleiten, und wir immer hinterher, mit Novecento, der spielte und keinen Blick von den Tasten wandte, er schien woanders zu sein, während das Klavier den Wellen folgte, hin und her, es drehte sich im Kreis, steuerte genau auf die Glastür zu, und als es sie fast schon erreicht hatte, hielt es an und glitt allen Ernstes sacht zurück, es sah aus, als würde das Meer es wiegen und auch uns wiegen, und ich begriff

überhaupt nichts mehr, und Novecento spielte, er ließ sich überhaupt nicht beirren, und es war klar, daß er nicht bloß *spielte*, sondern daß er dieses Klavier *lenkte*, okay?, mit den Tasten, mit den Tönen, was weiß ich, er lenkte es, wohin er wollte, es war verrückt, aber so war's. Und während wir zwischen den Tischen kreiselten und Lüster und Sessel streiften, begriff ich, daß wir in diesem Augenblick, daß wir in diesem Augenblick *wirklich* mit dem Ozean tanzten, wir mit ihm. verrückte und perfekte Tänzer, engumschlungen in einem wirren Walzer auf dem goldenen Parkett der Nacht. Oh yes.

(Er beginnt, mit weit ausholenden Bewegungen und glücklicher Miene auf seiner Konstruktion über die Bühne zu schwingen, während der Ozean verrückt spielt, das Schiff tanzt und die Musik des Klaviers eine Art Walzer vorgibt, der mit verschiedenen Klangeffekten beschleunigt, abbremst, kreiselt, kurz, den großen Tanz »lenkt«. Dann, nach dem x-ten Kunststück verpatzt er eine Drehung und landet schwungvoll hinter den Kulissen. Die Musik versucht zu »bremsen«, aber es ist schon zu spät. Der Schauspieler kann nur noch

»O Gott ...«

schreien und verschwindet geräuschvoll in einer Seitenkulissee. Man hört einen Heidenlärm, als hätte er eine Glasscheibe, einen Bartisch, einen Salon oder sonstwas zerteppert. Ein Höllenspektakel. Kurze Pause und Stille. Dann kommt der Schauspieler aus der Kulissee, hinter der er verschwunden war, langsam wieder hervor.)

Novecento meinte, er müsse diesen Trick noch ausfeilen. Ich meinte, man müsse doch eigentlich nur die Bremsen richtig einstellen. Der Kapitän meinte, als das Unwetter

vorbei war, (*erregt und schreiend*)

»HIMMEL, ARSCH UND ZWIRN MACHT, DASS IHR BEIDE IN DEN MASCHINENRAUM KOMMT UND BLEIBT DA GEFÄLLIGST, SONST BRINGE ICH EUCH EIGENHÄNDIG UM, UND DAMIT DAS KLAR IST: IHR BEZAHLT DAS ALLES. BIS AUF DEN LETZTEN HELLER, UND WENN IHR EUER GANZES LEBEN DAFÜR SCHUFTEN MÜSST. SO WAHR DIESES SCHIFF *Virginian* HEISST UND IHR DIE GRÖSSTEN RINDVIECHER SEID, DIE JE DEN OZEAN DURCHPFLÜGT HABEN!«

In jener Nacht da unten im Maschinenraum wurden Novecento und ich Freunde fürs Leben. Und für immer. Wir verbrachten die ganze Zeit damit, auszurechnen, wieviel das alles in Dollar sein mochte, was wir da zertrümmert hatten. Je größer die Summe wurde, desto herzlicher lachten wir. Und wenn ich so darüber nachdenke, scheint mir, daß das Glücklichsein war. Oder so was ähnliches.

In jener Nacht fragte ich ihn auch, ob diese Geschichte stimme, die mit ihm und dem Schiff, also daß er da geboren war und das alles ... ob es wahr sei, daß er es noch nie verlassen hatte. Und er antwortete: »Ja.«

»Aber auch *wirklich* wahr?«

Er war todernst.

»Wirklich wahr.«

Ich weiß auch nicht, aber da spürte ich unwillkürlich und ohne ersichtlichen Grund einen kurzen Schauer: Es war ein Schauer der Angst.

Angst.

Einmal fragte ich Novecento. woran zum Teufel er denke, wenn er spielt, und was er denn sehe, wenn er immer so vor sich hin starrt, und wo er überhaupt mit seinem Kopf bleibe, während seine Hände auf den Tasten auf und ab wandern. Und er sagte:

»Heute war ich in einem wunderschönen Land, die

Frauen hatten duftendes Haar, überall war Licht, und es gab jede Menge Tiger.«

Er reiste.

Und jedesmal landete er woanders: im Zentrum von London, in einem Zug mitten auf dem Land, auf einem Berg, so hoch, daß einem der Schnee bis zum Bauch reichte, in der größten Kirche der Welt, wo er die Säulen zählte und den Kruzifixen ins Gesicht sah. Es war schwer zu verstehen, was er denn von Kirchen, von Schnee, von Tigern und so weiter wissen konnte ... ich meine, er war doch nie von Bord gegangen, runter von diesem Schiff, wirklich noch nie, das war nicht gelogen, es war die reine Wahrheit. Nie von Bord gegangen. Und doch war es, als hätte er all diese Dinge gesehen. Novecento war einer, der, wenn du zu ihm sagtest: »Ich war mal in Paris«, fragte, ob du die und die Parks gesehen hättest und ob du dort und dort gesessen hättest, er kannte sich aus, er sagte zu dir: »Was ich da so gern tue, ist auf dem Pont Neuf auf und ab zu gehen und auf den Sonnenuntergang zu warten und wenn Lastkähne kommen, stehenzubleiben, auf sie runterzuschauen und zu winken.«

»Novecento, warst du denn überhaupt mal in Paris?«

»Nein.« »Na also ...«

»Das heißt – doch.«

»Wie – doch?«

»Paris.«

Man hätte ihn für verrückt halten können. Aber so einfach war die Sache nicht. Wenn dir einer haarklein erzählt, wie es im Sommer in der Bertham Street riecht, wenn es gerade aufgehört hat zu regnen, kannst du ihn nicht bloß aus dem blöden Grund für verrückt halten, daß er nie in der Bertham Street war. Er hatte diese Luft wirklich geatmet – in den Augen von irgendwem und in den Worten von irgendwem. Auf seine Art, aber wirk-

lich. Er hatte die Welt tatsächlich wohl nie gesehen. Aber seit siebenundzwanzig Jahren kam die Welt auf dieses Schiff. Und seit siebenundzwanzig Jahren spionierte er sie auf diesem Schiff aus. Und stahl ihr die Seele.

Darin war er genial, das muß man ihm lassen. Er konnte zuhören. Und er konnte lesen. Nicht nur Bücher, das ist ja keine Kunst: Er konnte Menschen lesen. Die Zeichen, die sie mit sich herumtragen: Orte, Geräusche, Gerüche, ihr Land, ihre Geschichte ... Alles war ihnen auf den Leib geschrieben. Er las also, und mit grenzenloser Sorgfalt katalogisierte, sortierte und ordnete er. Tag für Tag fügte er der unermesslichen Karte, die sich in seinem Kopf abzeichnete, ein Stückchen dazu, der unermesslichen Karte der Welt, der ganzen Welt, von einem Ende bis zum andern, riesige Städte und Kaffeehausnischen, lange Flüsse, Pfützen, Flugzeuge, Löwen, eine wunderbare Karte. Er reiste himmlisch auf ihr, während seine Finger über die Tasten glitten und die Kurven eines Ragtime streichelten.

(Ein melancholischer Ragtime erklingt.)

Es brauchte Jahre, aber schließlich nahm ich eines Tages meinen ganzen Mut zusammen und fragte ihn. Novecento, warum in Gottes Namen gehst du nicht mal von Bord, nur ein einziges Mal, warum siehst du sie dir nicht mal an, die Welt, mit eigenen Augen, wirklich mit deinen? Warum bleibst du immer in diesem schwimmenden Gefängnis, du könntest auf deinem Pont Neuf stehen und dir die Lastkähne und alles ansehen, du könntest machen, was du willst, du spielst wunderbar Klavier, sie würden sich um dich reißen, du könntest jede Menge Geld machen und dir das schönste Haus der Welt suchen, du kannst es dir ja auch in Form eines Schiffes bauen, was

juckt dich das?, du könntest es da hauen, wo du willst, mitten unter den Tigern vielleicht, oder in der Bertham Street... Herrgott noch mal, du kannst doch nicht dein ganzes Leben wie ein Bekloppter hin und her fahren ... du bist nicht bekloppt, du bist großartig, und da vorn ist die Welt, du brauchst bloß diesen verdammten Steg da runterzugehen, was ist schon dabei, ein paar alberne Stufen, mein Gott, da ist alles, am Ende dieser Stufen, alles. Warum läßt du es nicht gut sein und gehst von Bord, nur ein einziges Mal, nur einmal.

Novecento ... Warum gehst du nicht von Bord?

Warum?

Warum?

Es war im Sommer, im Sommer 1931, als Jelly Roll Morton an Bord der *Virginian* kam. Ganz in weiß, auch der Hut. Und mit einem Riesendiamanten am Finger. Er war einer, der vor seinen Konzerten auf die Plakate schrieb: Heute Abend Jelly Roll Morton, der Erfinder des Jazz. Er schrieb das nicht bloß so, er war davon überzeugt: der Erfinder des Jazz. Er spielte Klavier. Immer nur halb auf der Stuhlkante sitzend und mit zwei Händen, die wie Schmetterlinge waren. Schwerelos. Er hatte in den Bordellen von New Orleans angefangen, und dort hatte er auch gelernt, die Tasten ganz sacht anzutippen und die Töne zu streicheln: Ein Stockwerk höher verlustierten sie sich, und sie wollten keinen Radau. Sie wollten eine Musik, die hinter die Vorhänge und unter die Betten glitt, ohne zu stören. Er machte solche Musik. Und darin war er wirklich der Beste.

Irgendwer erzählte ihm irgendwo mal was von Novecento. Sie mußten was gesagt haben wie: Der ist der

GröÙte. Der größte Pianist der Welt. Es hört sich vielleicht verrückt an, aber so was konnte vorkommen. Nie hat Novecento auch nur einen Ton woanders als auf der *Virginian* gespielt, und doch war er damals auf seine Art berühmt, eine kleine Legende. Die Leute, die auf dem Schiff gewesen waren, erzählten von einer seltsamen Musik und von einem Pianisten, der vier Hände zu haben schien, so viele Töne spielte er. Kuriose Geschichten machten die Runde, die manchmal sogar stimmten, wie die des amerikanischen Senators Wilson, der die ganze Reise in der dritten Klasse machte, weil Novecento dort nicht die normalen Noten spielte, sondern seine eigenen, die so normal nicht waren. Da unten stand ein Klavier, und nachmittags oder spätnachts ging er dorthin. Erst hörte er zu. Er wollte, daß die Leute ihm die Lieder, die sie kannten, vorsangen, manchmal holte jemand eine Gitarre oder eine Harmonika raus, irgendwas, und stimmte Melodien an, die sonstwoher kamen ... Novecento hörte zu. Dann begann er, sacht die Tasten anzutippen, während die Leute sangen oder musizierten, er tippte die Tasten an, und nach und nach wurde ein richtiges Musizieren daraus; aus dem Klavier – einem Pianino, schwarz – kamen Töne, und es waren Töne aus dem Jenseits. Alles war darin enthalten: alle auf einmal, alle Melodien der Welt. Man blieb wie vom Donner gerührt stehen. Und Senator Wilson blieb wie vom Donner gerührt stehen, er hörte sich das alles an, und mal abgesehen von dieser Sache mit der dritten Klasse, er piekfein mitten in diesem ganzen Gestank, denn es war wirklich der reinste Gestank, mal abgesehen davon, mußten sie ihn bei der Ankunft mit Gewalt wegschaffen, denn wenn es nach ihm gegangen wäre, wäre er an Bord geblieben, um für die restlichen Jahre seines gottverdammten Lebens Novecento zuzuhören. Im Ernst. Es stand in den Zeitungen, aber

es stimmte wirklich. So ist es wirklich gewesen.

Also, jemand ging zu Jelly Roll Morton und sagte: Auf dem Schiff da ist einer, der macht mit dem Klavier, was er will. Wenn er Lust hat, spielt er Jazz, doch wenn er keine Lust hat, spielt er was, was wie zehn Jazzstücke auf einmal klingt. Mit Jelly Roll Morton war nicht gut Kir-schen essen, das wußten alle. Er sagte: »Wie kann denn einer gut spielen, der sich schon in die Hosen macht, wenn er von Bord eines bescheuerten Dampfers gehen soll?« Und er lachte los wie ein Irrer, er, der Erfinder des Jazz. Dabei hätte es bleiben können, nur daß da einer sagte: »Lach' du ruhig, denn falls der Typ sich mal entschließt, von Bord zu gehen, wanderst du mit deiner Musik zurück in den Puff, weiß Gott, in den Puff.« Jelly Roll hörte auf zu lachen, zog eine kleine Pistole mit Perlmuttergriff aus der Tasche, zielte auf den Kopf des Kerls, der das gesagt hatte, und schoß nicht, sondern fragte: »Wo ist dieser Scheißkahn?«

Was ihm vorschwebte, war ein Duell. Das war damals so üblich. Sie forderten sich mit Bravourstückchen heraus, und am Ende gewann einer. Musikermacken. Kein Blut, aber eine ordentliche Portion Haß, richtiger Haß, unter der Haut. Noten und Alkohol. So was konnte auch eine ganze Nacht dauern. Und das war es, was Jelly Roll vorschwebte, um mit dieser Geschichte von dem Pianisten auf dem Ozean und mit diesem ganzen Quatsch ein für allemal Schluß zu machen. Um ein für allemal Schluß zu machen.

Das Problem war nur, daß Novecento, ehrlich gesagt, nie in Häfen spielte, er wollte einfach nicht. Sie waren schon ein bißchen Festland, die Häfen, und das behagte ihm nicht. Er spielte nur da, wo er wollte. Und er wollte mitten auf dem Meer, wenn das Land nur noch ferne Lichter oder eine Erinnerung oder eine Hoffnung ist. So

war er eben. Jelly Roll Morton fluchte ausgiebig, dann bezahlte er die Fahrkarte – einmal Europa und zurück – aus eigener Tasche und ging an Bord der *Virginian*, er, der noch nie einen Fuß auf ein Schiff gesetzt hatte, das nicht den Mississippi rauf und runter schipperte. »Das ist der größte Blödsinn, den ich je im Leben gemacht habe«, erklärte er mit ein paar Flüchen untermischt den Journalisten, die ihn am Pier 14 im Hafen von Boston verabschiedeten. Dann zog er sich in seine Kabine zurück und wartete darauf, daß das Land zu fernen Lichtern und Erinnerung und Hoffnung wurde.

Novecento für sein Teil interessierte sich nicht gerade brennend für diese Geschichte. Er verstand sie nicht mal so ganz. Ein Duell? Warum denn? Aber neugierig war er doch. Er wollte hören, wie zum Teufel der Erfinder des Jazz spielte. Er sagte das nicht aus Spaß, er glaubte daran: daß er wirklich der Erfinder des Jazz war. Ich glaube, er wollte was lernen. So war er. Ein bißchen wie der alte Danny: Er hatte keinen Sinn für Wettkämpfe, wer gewann, war ihm schnurzegal. Ihn erstaunte der Rest. Der ganze Rest.

Um 21.37 Uhr des zweiten Reisetags auf der *Virginian*, die mit zwanzig Knoten auf den Weg nach Europa geschickt war, erschien Jelly Roll Morton hochelegant und in Schwarz im Ballsaal der ersten Klasse. Alle wußten haargenau, was sie tun mußten. Die Tänzer blieben stehen, wir von der Band legten die Instrumente weg, der Barkeeper goß einen Whisky ein, und die Leute verstummten. Jelly Roll nahm den Whisky, ging zum Klavier und sah Novecento in die Augen. Er sagte zwar nichts, aber was in der Luft lag, war: »Steh auf!«

Novecento stand auf.

»Sie sind der, der den Jazz erfunden hat, stimmt's?«

»Allerdings. Und du bist der, der nur spielt, wenn er

den Ozean unterm Arsch hat, stimmt's?«

»Allerdings.«

Sie hatten sich vorgestellt. Jelly Roll zündete sich eine Zigarette an, legte sie halb über den Rand des Klaviers, setzte sich hin und begann zu spielen. Ragtime. Aber er schien etwas noch nie Gehörtes zu sein. Er erklang nicht, er glitt dahin. Er war wie ein seidenes Unterkleid, das vom Körper einer Frau gleitet, und er tat es tanzend. Sämtliche Bordelle Amerikas steckten in dieser Musik, aber die noblen, die, wo sogar die Garderobiere hübsch ist. Jelly Roll kam zum Schluß, indem er ganz weit oben, am Ende der Klaviatur, unsichtbare zarte Noten verzierte, eine kleine Kaskade von Perlen auf einem Marmorboden. Die Zigarette lag immer noch auf dem Rand des Klaviers. Halb abgebrannt, doch die Asche war noch vollständig da. Es sah aus, als wolle sie nicht runterfallen, um keinen Krach zu machen.

Jelly Roll nahm die Zigarette zwischen die Finger – wie gesagt: Er hatte Hände wie Schmetterlinge –, er nahm die Zigarette, und die Asche blieb, wo sie war, sie dachte gar nicht daran runterzufallen, vielleicht war ja auch ein Trick dabei, wer weiß, jedenfalls fiel sie nicht runter. Er stand auf, der Erfinder des Jazz, ging zu Novecento, hielt ihm die Zigarette mitsamt ihrer wohlbehaltenen Asche unter die Nase und sagte:

»Du bist dran, Matrose.«

Novecento lächelte. Er amüsierte sich. Im Ernst. Er setzte sich ans Klavier und tat das Blödeste, was er tun konnte. Er spielte *Papi, komm zurück*, ein selten dämliches Lied, Kinderkram, er hatte es vor Jahren bei einem Auswanderer gehört, und seitdem hatte es ihn nicht mehr losgelassen, es gefiel ihm, wirklich, ich weiß nicht, was er daran fand, aber es gefiel ihm, er fand es wahnsinnig ergreifend. Es war nicht gerade das, was man als Bravourstück bezeich-

nen würde. Mit etwas gutem Willen hätte sogar ich es spielen können. Er spielte es, indem er ein bißchen auf den Bässen klimperte, irgendwas verstärkte und zwei oder drei seiner Schnörkel anfügte, aber alles in allem war es ein dämliches Stück, und ein dämliches Stück blieb es auch. Jelly Roll machte ein Gesicht, als hätten sie ihm die Weihnachtsgeschenke geklaut. Er blitzte Novecento aus zwei Wolfsaugen an und setzte sich wieder ans Klavier. Er legte einen Blues hin, der selbst einen deutschen Maschinisten zu Tränen gerührt hätte, es klang, als wäre die gesamte Baumwolle sämtlicher Schwarzer der Welt darin enthalten und als würde er sie mit diesem Tönen ernten. Herzzerreißend. Alle standen auf. Sie schnieften und klatschten. Jelly Roll machte nicht mal die Andeutung einer Verbeugung, nichts, gar nichts, man sah, daß ihm das alles mächtig auf den Wecker ging.

Wieder war Novecento an der Reihe. Es ging schon schlecht los, weil er sich mit zwei dicken Tränen in den Augen ans Klavier setzte, wegen dem Blues, er war so gerührt, und das konnte man ja auch verstehen. Wirklich verrückt war aber, was ihm dann mit der ganzen Musik, die er im Kopf und in den Händen hatte, als nächstes einfiel: Er spielte den Blues, den er gerade gehört hatte: »Er war so schön«, gestand er mir am nächsten Tag zu seiner Rechtfertigung. Das muß man sich mal vorstellen. Er hatte wirklich keinen blassen Schimmer davon, was ein Duell ist, er hatte keinen blassen Schimmer. Er spielte diesen Blues. Zu allem Überfluß hatte der sich in seinem Kopf in eine Folge schlafmütziger Akkorde verwandelt, die wie bei einer Prozession hintereinander her marschierten, es war stinklangweilig. Er spielte tief über die Tasten gebeugt und genoß diese obendrein auch noch seltsamen Akkorde, dissonantes Zeug, Ton für Ton, er genoß sie wirklich. Die anderen, weniger. Als er fertig

war, gab es sogar ein paar Pfiffe.

Da platzte Jelly Roll Morton endgültig der Kragen. Er ging nicht einfach zum Klavier, er sprang förmlich darauf zu. Leise, aber so, daß alle es deutlich hören konnten, zischte er ein paar unmißverständliche Worte.

»Und jetzt fahr zur Hölle, du Scheißkerl!«

Dann spielte er los. Aber spielen ist nicht das richtige Wort. Er jonglierte. Ein Akrobat. Alles, was man mit einer Klaviatur von achtundachtzig Tasten machen kann, machte er. In einem Wahnsinnstempo. Ohne einen Ton falsch zu spielen und ohne eine Miene zu verziehen. Das war gar keine Musik mehr: Das waren Taschenspiele, das war reine Magie. Es war ein Wunder, da half alles nichts. Ein Wunder. Die Leute gerieten außer Rand und Band. Sie schrien und klatschten, so was hatten sie noch nie erlebt. Es war ein Spektakel wie zu Silvester. In diesem Spektakel stand plötzlich Novecento vor mir. Sein Gesicht war enttäuscht wie kein anderes auf der Welt. Und auch ein bißchen erstaunt. Er sah mich an und sagte: »Aber der Kerl ist ja vollkommen schwachsinnig ...«

Ich antwortete nicht. Es gab nichts zu antworten. Er beugte sich zu mir und sagte: »Komm, gib mir eine Zigarette ...«

Ich war so verdattert, daß ich eine herausholte und sie ihm gab. Ich meine, Novecento war Nichtraucher. Er hatte vorher noch nie geraucht. Er nahm die Zigarette, drehte sich um, ging zum Klavier und setzte sich. Die Leute im Saal brauchten eine Weile, um zu begreifen, daß er da saß und tatsächlich spielen wollte. Sie mußten auch unbedingt ein paar abfällige Bemerkungen loswerden, Gelächter und vereinzelt Pfiffe, die Leute sind so, sie sind gemein zu den Verlierern. Novecento wartete geduldig, bis ringsum so was wie Ruhe eingekehrt war. Dann warf er einen Blick auf Jelly Roll, der an der Bar

stand und aus einem Sektglas trank, und sagte leise:

»Du hast es nicht anders gewollt, du Scheißpianist.«

Er legte meine Zigarette auf den Rand des Klaviers.
Ohne Feuer.

Und fing an.

(Ein unglaublich virtuosos Stück erklingt, vielleicht vierhändig gespielt. Es dauert nicht länger als eine halbe Minute. Es endet mit einer Breitseite von Fortissimo-Akkorden. Der Schauspieler wartet, bis es vorbei ist, dann spricht er weiter.)

So.

Die Zuhörer lauschten gebannt, ohne Luft zu holen. Vollkommen atemlos. Die Augen starr auf das Klavier gerichtet und mit offenem Mund, wie komplette Idioten. Auch nach dem vernichtenden Akkordhagel am Schluß, der aus hundert Händen zu bestehen schien, so daß es klang, als müsse das Klavier jeden Augenblick explodieren, blieben sie noch so: mucksmäuschenstill und total perplex. In dieser Totenstille stand Novecento auf, nahm meine Zigarette, beugte sich etwas vor, noch über die Tasten, und hielt sie an die Saiten des Klaviers.

Leichtes Knistern.

Er zog sie zurück, und sie brannte.

Wirklich wahr.

Sie brannte prächtig.

Novecento hielt sie in der Hand wie eine kleine Kerze. Er war Nichtraucher, er wußte nicht mal, wie man sie zwischen den Fingern hält. Er ging ein paar Schritte auf Jelly Roll Morton zu. Er gab ihm die Zigarette.

»Rauch du sie. Ich kann das nicht.«

Da erwachten die Leute aus ihrer Verzückung.

Ein Feuerwerk aus Rufen, Beifall und Radau prasselte

los, ich weiß auch nicht, so was hatte es noch nie gegeben, alle schrien durcheinander, alle wollten Novecento anfassen, ein einziger Tumult, man sah überhaupt nicht mehr durch. Aber ich sah ihn, da mittendrin, Jelly Roll Morton, wie er nervös an dieser verdammten Zigarette zog und versuchte, das passende Gesicht zu machen, ohne es zu finden, er wußte nicht mal so richtig, wo er hinsehen sollte, und auf einmal begann seine Schmetterlingshand zu zittern, sie zitterte wirklich, ich sah sie und werde es nie vergessen, sie zitterte so stark, daß sich die Asche der Zigarette plötzlich löste und runterfiel, zuerst auf seinen schönen schwarzen Anzug und dann weiter bis auf seinen rechten Schuh, einen schwarzglänzenden Lackschuh, diese Asche wie ein weißer Hauch, er sah sie an, ich weiß es noch genau, sah den Schuh an, den Lack und die Asche, und er verstand; was es zu verstehen gab, verstand er, er machte kehrt, und langsam, Schritt für Schritt, so langsam, daß die Asche nicht abfiel, ging er durch den großen Saal und verschwand zusammen mit seinen schwarzen Lackschuhen. Und auf einem von ihnen war ein weißer Hauch, und er nahm ihn mit sich fort, und darin stand geschrieben, daß jemand gewonnen hatte, und das war nicht er.

Jelly Roll Morton verbrachte den Rest der Reise in seiner Kabine. Nach der Ankunft in Southampton verließ er die *Virginian*. Tags darauf fuhr er nach Amerika zurück. Allerdings auf einem anderen Schiff. Er hatte die Nase voll von Novecento und allem anderen. Er wollte zurück und damit basta. Gegen die Schiffswand gelehnt, sah Novecento vom Deck der dritten Klasse aus, wie er mit seinem schönen weißen Anzug und den ganzen schönen Koffern aus hellem Leder von Bord ging. Und ich weiß noch, daß er nichts weiter sagte als:

»Und ich scheiß auch auf den Jazz.«

Liverpool New York Liverpool Rio de Janeiro Boston
Cork Lissabon Santiago de Chile Rio de Janeiro Antillen
New York Liverpool Boston Liverpool Hamburg New
York Hamburg New York Genua Florida Rio de Janeiro
Florida New York Genua Lissabon Rio de Janeiro Liver-
pool Rio de Janeiro Liverpool New York Cork Cher-
bourg Vancouver Cherbourg Cork Boston Liverpool Rio
de Janeiro New York Liverpool Santiago de Chile New
York Liverpool, Ozean, genau in der Mitte. Und da, ge-
nau da, fiel das Bild runter.

Diese Sache mit den Bildern hat mich schon immer
schwer beeindruckt. Sie hängen jahrelang da, und dann,
ohne daß irgendwas passiert, wirklich ohne irgendwas,
rums, fallen sie runter. Sie hängen da am Nagel, niemand
tut ihnen was, aber sie fallen, *rums*, plötzlich runter wie
Steine. Totenstille, ringsum alles reglos, nicht mal eine
Fliege summt herum, und sie, *rums*. Es gibt keinen
Grund. Warum gerade in diesem Augenblick? Man weiß
es nicht. *Rums*. Was passiert denn einem Nagel, daß er
beschließt, er kann nicht mehr? Hat auch er eine Seele,
der arme Kerl? Trifft er Entscheidungen? Er hat lange
mit dem Bild diskutiert, sie waren sich nicht sicher, wie
sie es anstellen sollten, sie sprachen jeden Abend dar-
über, jahrelang, dann legten sie ein Datum fest, eine
Stunde, eine Minute, einen Augenblick, diesen, *rums*.
Oder sie wußten es schon von Anfang an, diese beiden,
es war schon alles verabredet, hör mal, in sieben Jahren
schmeiße ich alles hin, ja klar von mir aus, okay, also
abgemacht, am 13. Mai, okay, gegen sechs, sagen wir
dreiviertel sechs, einverstanden, na dann gute Nacht,
‘Nacht. Sieben Jahre später, 13. Mai, dreiviertel sechs:
rums. Das versteht man nicht. Das ist eine von den Sa-
chen, über die man besser nicht nachdenkt, sonst wird
man verrückt. Der Moment, wenn ein Bild runterfällt.

Wenn du eines Morgens aufwachst und sie nicht mehr liebst. Wenn du die Zeitung aufschlägst und liest, der Krieg ist ausgebrochen. Wenn du einen Zug siehst und denkst, ich muß hier weg. Wenn du in den Spiegel schaust und feststellst, daß du alt bist. Der Moment, als Novecento mitten auf dem Ozean vom Teller aufsaß und zu mir sagte: »In New York, in drei Tagen, verlasse ich dieses Schiff.«

Ich war wie vom Donner gerührt.

Rums.

Ein Bild kann man ja nichts fragen. Aber Novecento schon. Ich ließ ihn eine Weile in Ruhe, aber dann fing ich an, ihn zu nerven, ich wollte verstehen, warum, es mußte einen Grund geben, man bleibt doch nicht zweiunddreißig Jahre auf einem Schiff und geht dann eines Tages plötzlich von Bord, so mir nichts dir nichts und noch dazu ohne seinem besten Freund den Grund zu sagen, ohne ihm irgendwas zu sagen!

»Ich muß mir da was ansehen«, sagte er.

»Was denn?« Er wollte nicht heraus mit der Sprache, und das ist nur zu verständlich, denn als er es endlich sagte, war, was er sagte:

»Das Meer.«

»Das Meer?«

»Das Meer.«

Das muß man sich mal vorstellen. Alles konnte man sich vorstellen, aber das doch nicht. Ich wollte es nicht glauben, das sah ganz nach einer Riesenverarschung aus. Ich wollte es nicht glauben. Das war der größte Schwachsinn aller Zeiten.

»Du siehst das Meer jetzt seit zweiunddreißig Jahren, Novecento!«

»Von hier aus. Ich will es aber von da aus sehen. Das ist nicht das gleiche.«

Grundgütiger! Ich hatte das Gefühl, mit einem Kleinkind zu reden.

»Na gut, warte, bis wir im Hafen sind, dann beugst du dich vor und siehst es dir gründlich an. Es ist das gleiche.«

»Es ist nicht das gleiche.«

»Wer hat dir denn das erzählt?«

Das hatte ihm einer erzählt, der Baster hieß, Lynn Baster. Ein Bauer. Einer von denen, die vierzig Jahre ihres Lebens damit verbringen, sich krumm und bucklig zu schuften, und alles, was sie je gesehen haben, ist ihr Stück Feld und ein-, zweimal, am Markttag, die große Stadt ein paar Meilen entfernt. Nur daß ihm die Dürre darin eben alles genommen hatte, die Frau ihm mit irgendeinem Prediger für was auch immer durchgebrannt war, und seine Kinder vom Fieber weggerafft wurden, alle beide. Kurz, ein Schoßkind des Glücks. Also hatte er eines Tages seine Siebensachen gepackt und zu Fuß ganz England durchquert, um nach London zu kommen. Da er sich allerdings mit Wegen nicht besonders auskannte, war er schließlich statt in London in einem nichtssagenden Kaff gelandet, wo man aber, wenn man die Straße weiterging, zwei Kurven folgte und hinter einem Hügel abbog, zu guter Letzt plötzlich das Meer sah. Er hatte es vorher noch nie gesehen. Wie vom Blitz getroffen stand er davor. Es hat ihn gerettet, wenn man seinen Worten Glauben schenken will. Er sagte: »Es ist wie ein gigantischer Schrei, der schreit und schreit, und er schreit: ›Ihr Idiotenpack, das Leben ist etwas Unermeßliches, begreift ihr das denn nicht? Unermeßlich.«« Er, Lynn Baster, hatte das noch nie gedacht. Dieser Gedanke war ihm einfach noch nie gekommen. Es war wie eine Revolution in seinem Kopf.

Vielleicht ist es ja so, daß auch Novecento ... daß auch

ihm das einfach noch nie in den Sinn gekommen war – diese Sache, daß das Leben unermesslich ist. Wahrscheinlich ahnte er es sogar, aber noch nie hatte ihm das jemand so ins Gesicht geschrien. So ließ er sie sich tausendmal erzählen, von diesem Baster, diese Geschichte vom Meer und allem, und am Ende beschloß er, daß er das auch mal probieren müsse. Als er sich daranmachte, es mir zu erklären, sah er aus wie einer, der dir erklärt, wie ein Verbrennungsmotor funktioniert: wissenschaftlich.

»Selbst wenn ich noch Jahre hier oben bleibe, wird mir das Meer nie irgendwas sagen. Ich gehe jetzt von Bord, lebe jahrelang auf der Erde und von der Erde, werde ein ganz normaler Mensch, ziehe dann eines Tages los, komme an irgendeine Küste, schaue hoch und sehe das Meer: Es ist da, und ich werde es schreien hören.«

Wissenschaftlich. Mir kam es vor wie der größte wissenschaftliche Schwachsinn aller Zeiten. Ich hätte es ihm sagen können, aber ich sagte es nicht. So einfach war das nicht. Tatsache ist nämlich, daß ich Novecento gern hatte, und ich wollte, daß er irgendwann mal von Bord ging und für die Leute an Land spielte und eine nette Frau heiratete und Kinder hatte und überhaupt alle Dinge des Lebens, das vielleicht gar nicht unermesslich ist, aber trotzdem schön, wenn du nur ein bißchen Glück hast, und Lust dazu. Also, das mit dem Meer schien mir kompletter Blödsinn zu sein, aber wenn es half, Novecento hier runterzubringen, sollte es mir recht sein. Ich dachte schließlich, daß es besser so war. Ich sagte ihm, daß es an seinen Überlegungen absolut nichts zu rütteln gab. Und daß ich mich freute, wirklich. Und daß ich ihm meinen Kamelhaarmantel schenken würde, er würde eine tolle Figur machen, wenn er so mit dem Kamelhaarmantel den Steg runterging. Auch er war ziemlich gerührt: »Aber du kommst mich doch besuchen, oder, da an Land ...?«

Herrgott, hatte ich einen Kloß im Hals, steinhart, er machte mich fertig, wenn er so war, ich hasse Abschiede, ich fing an zu lachen, so gut es eben ging, die reinste Quälerei, und sagte, klar würde ich ihn besuchen, und wir würden seinen Hund über die Felder laufen lassen, und seine Frau würde einen Truthahn braten, und was weiß ich noch alles für Schwachsinn, und er lachte, und ich auch, aber tief innen wußten wir alle beide, daß die Wahrheit anders aussah, die Wahrheit war, daß jetzt alles zu Ende ging und da nichts zu machen war, es mußte so kommen, und jetzt kam es so: Danny Boodmann T. D. Lemon Novecento würde an einem Februartag im Hafen von New York von Bord der *Virginian* gehen. Nach zweiunddreißig Lebensjahren auf dem Meer würde er an Land gehen, um das Meer zu sehen.

(Musik in der Art einer alten Ballade. Der Schauspieler verschwindet im Dunkeln und taucht als Novecento am obersten Ende des Landungsstegs eines Dampfers wieder auf. Kamelhaarmantel, Hut, ein großer Koffer. Er steht eine Weile reglos im Wind und schaut nach vorn. Er betrachtet New York. Dann geht er die erste Stufe, die zweite, die dritte hinunter. Da bricht die Musik plötzlich ab, und Novecento bleibt wie angewurzelt stehen. Der Schauspieler nimmt den Hut ab und dreht sich zum Publikum.)

Auf der dritten Stufe blieb er stehen. Ganz plötzlich.

»Was ist los, ist er in Scheiße getreten?« fragte Neil O'Connor, ein Ire, der immer nur Bahnhof verstand, was ihm aber nie die Stimmung verdarb, niemals.

»Er wird was vergessen haben«, sagte ich.

»Was denn?«

»Woher soll ich das wissen ...«

»Vielleicht hat er vergessen, warum er gerade von Bord geht.«

»Red keinen Quatsch!«

Und er stand die ganze Zeit da, reglos, mit einem Fuß auf der zweiten Stufe und einem auf der dritten. Er blieb eine halbe Ewigkeit so. Er schaute nach vorn, und es sah aus, als suche er was. Schließlich machte er was Sonderbares. Er nahm seinen Hut ab, hielt die Hand über das Geländer des Stegs und ließ ihn fallen. Er sah aus wie ein müder Vogel oder wie ein blaues Omelett mit Flügeln. Er kreiselte ein bißchen durch die Luft und fiel ins Meer. Er schaukelte auf dem Wasser. Offensichtlich war er ein Vogel, kein Omelett. Als wir wieder zum Landungssteg hochschauten, sahen wir, wie Novecento in seinem Kamelhaarmantel, in *meinem* Kamelhaarmantel mit dem Rücken zur Welt und einem seltsamen Lächeln auf dem Gesicht die zwei Stufen wieder hochstieg. Ein paar Schritte, und er verschwand im Schiff.

»Hast du gesehn, der neue Klavierspieler ist da«, sagte Neil O'Connor.

»Es heißt, er ist der Größte«, sagte ich. Und ich wußte nicht, ob ich traurig oder irrsinnig glücklich war.

Was er da gesehen hatte, von dieser verfluchten dritten Stufe aus, wollte er mir nicht sagen. An diesem Tag und die beiden Fahrten über, die wir danach machten, war Novecento ein bißchen sonderbar, er sprach weniger als sonst und schien sehr mit irgendeiner persönlichen Angelegenheit beschäftigt zu sein. Wir stellten keine Fragen. Er tat so, als ob nichts wäre. Es war zu sehen, daß er keineswegs ganz normal war, aber trotzdem behagte es uns nicht, ihn irgendwas zu fragen. Das ging ein paar Monate so. Dann, eines Tages, kam Novecento in meine Kajüte

und sagte langsam, aber hintereinanderweg, ohne abzusetzen: »Danke für den Mantel, er stand mir prächtig, es war ein Jammer, ich hätte eine tolle Figur abgegeben, aber jetzt geht alles viel besser, es ist vorbei, du mußt nicht denken, daß ich unglücklich bin: Ich werde es niemals mehr sein.«

Was mich anging, war ich mir nicht mal sicher, daß er das überhaupt je gewesen war: unglücklich. Er war keiner von den Leuten, bei denen du dich fragst, wer weiß, ob der wohl glücklich ist. Er war Novecento und damit basta. Man kam gar nicht auf die Idee, daß er was mit Glücklichkeit oder Kummer zu tun haben könnte. Er schien über den Dingen zu stehen, er wirkte unantastbar. Er und seine Musik – der Rest spielte keine Rolle.

»Du mußt nicht denken, daß ich unglücklich bin: Ich werde es niemals mehr sein.« Dieser Satz haute mich um. Als er ihn sagte, sah er aus wie einer, der es ernst meint. Wie einer, der genau weiß, wohin er geht. Und daß er dort ankommen würde. Es war, wie wenn er sich ans Klavier setzte und losspielte, da war keinerlei Zweifel in seinen Händen, und die Tasten schienen seit jeher auf diese Töne gewartet zu haben, sie schienen für sie, und nur für sie, hier gelandet zu sein. Er schien aus dem Stegreif zu spielen, doch irgendwo in seinem Kopf standen diese Töne schon seit jeher geschrieben.

Heute weiß ich, daß Novecento an jenem Tag beschlossen hatte, sich an die weißen und schwarzen Tasten seines Lebens zu setzen und eine verrückte und geniale Musik anzustimmen, kompliziert, aber schön, die größte überhaupt. Und daß er nach dieser Musik alles tanzen würde, was von seinen Jahren noch blieb. Und daß er niemals mehr unglücklich sein würde.

Ich verließ die *Virginian* am 21. August 1933. Sechs Jahre vorher war ich an Bord gekommen. Aber mir war, als sei ein ganzes Leben vergangen. Ich verließ sie nicht für einen Tag oder eine Woche. Ich verließ sie für immer. Mit Entlassungspapieren, dem Lohn für die letzten Monate und allem Drum und Dran. Alles nach Vorschrift. Ich hatte abgeschlossen mit dem Ozean.

Nicht, daß mir dieses Leben nicht gefallen hätte. Es war eine seltsame Art über die Runden zu kommen, aber es funktionierte. Ich konnte mir nur nicht vorstellen, daß es wirklich immer und ewig so weitergehen würde. Wenn du Matrose bist, ist das was anderes, das Meer ist dein Zuhause, du kannst dort bleiben, bis du krepierst, und das ist in Ordnung so. Aber einer, der Trompete spielt ... Wenn du Trompete spielst, bist du auf dem Meer ein Fremder und wirst es immer bleiben. Früher oder später ist es besser, wenn du wieder nach Hause gehst. Dann lieber früher, sagte ich mir.

»Dann lieber früher«, sagte ich zu Novecento. Und er verstand. Es war offensichtlich, daß er nicht gerade erpicht darauf war, mich auf diesem Steg für immer von Bord gehen zu sehen, aber gesagt hat er es mir nie. Das war auch besser so. Am letzten Abend, wir spielten gerade für die üblichen Schwachköpfe aus der ersten Klasse, wurde es Zeit für mein Solo, ich begann zu spielen, und schon nach wenigen Tönen hörte ich, wie das Klavier mir folgte, leise und sanft, aber es spielte mit mir zusammen. Wir machten gemeinsam weiter, und ich spielte, was das Zeug hielt, mein Gott, ich war nicht Louis Armstrong, aber ich spielte richtig gut, mit Novecento hinter mir, der mir überallhin folgte, wie nur er es konnte. Sie ließen uns eine ganze Weile so weitermachen, meine Trompete und sein Klavier, zum letzten Mal, so daß wir uns alles sagen konnten, was man sich mit Worten niemals sagen kann.

Die Leute ringsumher tanzten weiter, sie hatten nichts gemerkt, sie konnten auch gar nichts merken, was wußten sie schon, sie tanzten weiter, als ob nichts wäre. Vielleicht hatte ja einer zum anderen gesagt: »Sieh mal, der da mit der Trompete, komischer Typ, der ist wohl blau, oder nicht ganz dicht. Sieh mal, der da mit der Trompete: Der spielt und weint dabei.«

Wie es dann lief, als ich von Bord gegangen bin, ist eine andere Geschichte. Womöglich hätte ich sogar was Vernünftiges zustande gekriegt, wenn nicht dieser verdammte Krieg dazwischengekommen wäre, ausgerechnet. Er hat alles soviel schwerer gemacht, man sah überhaupt nicht mehr durch. Man hätte viel Köpfchen gebraucht, um sich da noch zurechtzufinden. Man hätte Fähigkeiten gebraucht, die ich nicht hatte. Ich konnte Trompete spielen. Es ist erstaunlich, wie sinnlos es ist, auf einer Trompete zu spielen, wenn du rings um dich her Krieg hast. Und in dir auch. Und er dich nicht losläßt.

Jedenfalls hörte ich von der *Virginian* und von Novecento jahrelang überhaupt nichts mehr. Nicht daß ich sie vergessen hätte, ich habe immer an sie gedacht, unwillkürlich fragte ich mich immer wieder: »Wer weiß, was Novecento jetzt machen würde, wenn er hier wäre, wer weiß, was er sagen würde, ›ich schieß auf den Krieg‹ würde er sagen«, aber wenn ich das sagte, war es nicht das gleiche. Es lief so schlecht, daß ich manchmal die Augen schloß und an Bord zurückkehrte, in die dritte Klasse, zu den Auswanderern, die Opernarien sangen, und zu Novecento, der wer weiß was für Musik spielte, zu seinen Händen, seinem Gesicht, dem Ozean ringsumher. Ich ging in meiner Phantasie, in meiner Erinnerung dorthin, manchmal bleibt dir nur das noch zu deiner Rettung, sonst gibt es nichts mehr. Ein Armeleutetrick, aber er funktioniert immer.

Mit einem Wort, diese Geschichte war zu Ende. Sie schien wirklich zu Ende zu sein. Dann bekam ich eines Tages einen Brief, Neil O'Connor hatte ihn geschrieben, der Ire, der in einer Tour Witze machte. Diesmal war es aber ein ernster Brief. Darin stand, daß die *Virginian* total ramponiert aus dem Krieg zurückgekommen war, man hatte sie als schwimmendes Lazarett eingesetzt, und am Ende war sie so runtergewirtschaftet, daß man beschloßen hatte, ihr endgültig den Rest zu geben. Das bißchen Mannschaft, das noch geblieben war, war in Plymouth von Bord gegangen, man hatte sie mit Dynamit vollgepackt, und früher oder später würde man sie aufs offene Meer hinausbringen, um ein für allemal Schluß zu machen: Bum und aus. Darunter ein Postskriptum. Und da stand: »Hast du mal hundert Dollar? Du kriegst sie garantiert zurück.« Und darunter noch ein Postskriptum. Und da stand: »Und Novecento ist nicht von Bord gegangen.« Nur das: »Und Novecento ist nicht von Bord gegangen.«

Tagelang drehte ich diesen Brief in den Händen hin und her. Dann nahm ich den Zug nach Plymouth, ging zum Hafen, suchte die *Virginian*, fand sie, gab den Wachen, die da standen, ein bißchen Geld, ging an Bord des Schiffes, durchstreifte es von oben bis unten, stieg in den Maschinenraum runter, setzte mich auf eine Kiste, die voll Dynamit zu sein schien, nahm meinen Hut ab, legte ihn auf den Boden und blieb so sitzen, schweigend, ohne zu wissen, was ich sagen sollte /

... Reglos den Blick auf ihn gerichtet, reglos den Blick auf mich gerichtet /

Dynamit auch unter seinem Arsch, Dynamit überall /

Danny Boodmann T. D. Lemon Novecento /

Man hätte meinen können, er wußte, daß ich kommen würde, so wie er immer schon die Töne kannte, die man spielen wollte, und ... /

Mit diesem Gesicht, das gealtert war, aber schön gealtert, ohne Müdigkeit /

Kein Licht auf dem Schiff, nur das, was von draußen hereindrang, wer weiß, wie die Nacht war /

Die Hände weiß, das Jackett ordentlich zugeknöpft, die Schuhe geputzt /

Und er war nicht von Bord gegangen /

Im Halbdunkel sah er aus wie ein Prinz /

Und er war nicht von Bord gegangen, er würde zusammen mit allem anderen in die Luft fliegen, mitten auf dem Meer /

Großes Finale, und alle schauen dem großen Feuerwerk von der Mole und vom Ufer aus zu, adieu, der Vorhang fällt, Qualm und Flammen, eine große Welle, am Ende /

Danny Boodmann, T. D. Lemon /

Novecento /

In diesem von der Dunkelheit verschlungenen Schiff ist die letzte Erinnerung an ihn fast nur eine Stimme, die sanft spricht /

/

/

/

/

(Der Schauspieler verwandelt sich in Novecento.)

/

/

/

/

Diese ganze Stadt ... man konnte ihr Ende nicht sehen ... /

Das Ende – bitte sehr, könnte man mal das Ende sehen?

Und dieser Krach /

Auf diesem gottverdammten Steg ... war alles sehr schön ... und ich sah großartig aus

in diesem Mantel, ich machte eine tolle Figur, ich hatte
keine Bedenken, es war
todsicher, daß ich von Bord gehen würde, es gab da
überhaupt kein Problem /

Mit meinem blauen Hut /

Erste Stufe, zweite Stufe, dritte Stufe /

Erste Stufe, zweite Stufe, dritte Stufe /

Erste Stufe, zweite /

Nicht das, was ich sah, hielt mich zurück /

Sondern das, was ich *nicht* sah /

Kannst du das verstehen, Bruder? *Das, was ich nicht
sah* ... ich suchte es, aber es war nicht da, in dieser gan-
zen grenzenlosen Stadt gab es alles außer /

Es gab alles /

Aber es gab *kein Ende*. Ich konnte nicht sehen, wo das
alles aufhörte. Das Ende der Welt /

Stell dir vor: ein Klavier. Die Tasten fangen an. Die
Tasten hören auf. Du weißt, daß es achtundachtzig sind,
da kann dir keiner was vormachen. *Sie* sind nicht unend-
lich. *Du* bist unendlich, und in diesen Tasten ist die Mu-
sik unendlich, die du machen kannst. *Sie* sind achtund-
achtzig. *Du* bist unendlich. *Das* gefällt mir. Damit kann
man leben. Aber wenn du /

Aber wenn ich auf diesen Steg gehe, und vor mir /

Aber wenn ich auf diesen Steg gehe, und vor mir er-
streckt sich eine Klaviatur von Millionen Tasten, Millio-
nen und Abermillionen /

Millionen und Abermillionen Tasten, die überhaupt
kein Ende nehmen, und wenn diese Klaviatur unendlich
ist /

Wenn diese Klaviatur unendlich ist, dann /

Gibt es auf dieser Klaviatur keine Musik, die du spielen
kannst. Du hast dich auf den falschen Hocker gesetzt:
Das ist das Klavier, auf dem Gott spielt /

Du lieber Himmel, hast du diese Straßen gesehen?
Schon allein die Straßen, Tausende gab es davon, wie
schafft ihr es da draußen bloß, euch eine auszusuchen /

Euch eine Frau auszusuchen /

Ein Haus, ein Stück Land, das eures sein soll, eine
Landschaft, die man sich ansieht, eine Art zu sterben /

Diese ganze Welt /

Diese ganze Welt am Leib, von der man nicht mal
weiß, wo sie aufhört /

Und wieviel es davon gibt /

Habt ihr denn nie Angst, daß ihr in tausend Stücke
springt, schon wenn ihr nur daran denkt, an diese Riesig-
keit, wenn ihr nur daran denkt? Und in ihr zu leben ... /

Ich bin auf diesem Schiff geboren. Und hier kam die
Welt vorbei, aber immer nur zweitausend Leute auf ein-
mal. Und Wünsche gab es auch hier, aber nicht mehr als
zwischen einem Bug und einem Heck Platz haben. Man
spielte sein Glück auf einer Klaviatur, die nicht unendlich
war.

So habe ich es gelernt. Das Land ist ein Schiff, das zu
groß für mich ist. Es ist eine zu lange Reise. Es ist eine
zu schöne Frau. Es ist ein zu starkes Parfüm. Es ist eine
Musik, die ich nicht spielen kann. Verzeiht mir. Aber ich
werde nicht von Bord gehen. Laßt mich wieder zurück.

Bitte /

/

/

/

/

/

Versuch das jetzt zu verstehen, Bruder. Versuch zu
verstehen, wenn du kannst /

Diese ganze Welt vor Augen /

Entsetzlich, aber schön /

Zu schön /
Und die Angst, die mich zurücktrieb /
Wieder und für immer das Schiff /
Das kleine Schiff /
Wieder diese Welt vor Augen, Nacht für Nacht /
Gespenster /
Du kannst daran sterben, wenn du sie gewähren läßt /
Den Wunsch, von Bord zu gehen /
Die Angst, es zu tun /
Auf diese Weise wirst du verrückt /
Verrückt /
Du mußt irgendwas tun, und ich hab es getan /
Erst hab ich's mir vorgestellt /
Dann hab ich's getan /
Tag für Tag, jahrelang /
Zwölf Jahre lang /
In Abermillionen Augenblicken /
Eine unsichtbare, ganz langsame Geste./
Ich, der nicht in der Lage war, von Bord dieses Schiffs
zu gehen, bin, um mich zu retten, von Bord meines Le-
bens gegangen. Stufe für Stufe. Und jede Stufe war ein
Wunsch. Jeder Schritt ein Wunsch, dem ich adieu sagte.
Ich bin nicht verrückt, Bruder.
Wir sind nicht verrückt, wenn wir das System finden,
mit dem wir uns retten können. Wir sind schlau wie
hungrige Tiere. Wahnsinn hat damit nichts zu tun. Das ist
Genie. Und Geometrie. Perfektion. Die Wünsche haben
mir die Seele zerrissen. Ich hätte sie ausleben können,
aber ich habe es nicht geschafft.
Also habe ich sie *verzaubert*.
Und habe sie einen nach dem anderen hinter mir gelas-
sen. Geometrie. Ein perfektes Stück Arbeit. Alle Frauen
der Welt habe ich verzaubert, als ich eine ganze Nacht
lang für *eine* Frau spielte, *eine einzige* – durchsichtige

Haut, die Hände ohne Schmuck, die Beine schlank, wiegte sie den Kopf nach meiner Musik, ohne ein Lächeln, ohne auch nur einmal den Blick zu senken, eine ganze Nacht lang; als sie aufstand, war nicht sie es, die aus meinem Leben ging, sondern sämtliche Frauen der Welt. Den Vater, der ich nie sein werde, habe ich verzaubert, als ich mitansah, wie ein Kind starb, tagelang neben ihm sitzend, ohne daß mir das geringste von diesem schrecklichen, schönen Anblick entging, ich wollte das letzte sein, was es auf dieser Welt sah; als es den Blick fest auf mich gerichtet starb, starb nicht nur dieses, sondern alle Kinder, die ich nie hatte. Das Stück Land, das mein Land war, irgendwo auf der Welt, habe ich verzaubert, als ich einen Mann aus dem Norden singen hörte, man hörte ihm zu, und man konnte sehen: Man sah das Tal, die Berge ringsum, den Fluß, der langsam talwärts floß, den Schnee im Winter, die Wölfe in der Nacht; als dieser Mann aufhörte zu singen, hörte auch mein Stück Land auf, für immer, egal wo es liegen mag. Die Freunde, die ich mir wünschte, habe ich verzaubert, als ich an jenem Abend für dich und mit dir spielte, in dem Gesicht, das du hattest, in deinen Augen sah ich sie alle, meine geliebten Freunde; als du fortgingst, gingen sie mit dir. Ich habe mich vom Staunen verabschiedet, als ich sah, wie die gigantischen Eisberge des Nordmeers von der Wärme besiegt einstürzten, ich habe mich von den Wundern verabschiedet, als ich Männer lachen sah, die der Krieg zerfetzt hatte, ich habe mich von der Wut verabschiedet, als ich sah, wie dieses Schiff mit Dynamit vollgepackt wurde, ich habe mich von der Musik verabschiedet, von meiner Musik, als es mir eines Tages gelang, sie ganz und gar in nur einem kurzen Ton zu spielen, und ich habe mich von der Freude verabschiedet, die ich verzauberte, als ich dich hereinkommen sah. Das ist kein Wahnsinn,

Bruder. Es ist Geometrie. Maßarbeit. Ich habe das Unglücklichsein entwaффnet. Ich habe meine Wünsche von meinem Leben abgestreift. Könntest du meinen Weg zurückverfolgen, würdest du sie einen nach dem anderen wiederfinden, verzaubert, reglos, für immer angehalten, damit sie die Route dieser merkwürdigen Reise markieren, von der ich niemandem je erzählt habe außer dir /

/

/

(Novecento entfernt sich in Richtung der Kulissen.)

/

/

/

(Er bleibt stehen, dreht sich um.)

Ich sehe die Szene schon vor mir. wie ich oben ankomme, mit dem Typ, der meinen Namen auf der Liste sucht und nicht findet.

»Wie heißen Sie nochmal?«

»Novecento.«

»Nosjinskij, Notarbartolo, Novalis, Nozza ...«

»Es ist nämlich so, daß ich auf einem Schiff geboren bin.«

»Wie bitte?«

»Ich bin auf einem Schiff geboren und da auch gestorben, ich weiß nicht, ob das da aus der Liste hervorgeht ...«

»Schiffbruch?«

»Nein. Explodiert. Dreizehn Zentner Dynamit. Bum.«

»Aha. Ist jetzt soweit alles in Ordnung?«

»Ja, ja bestens ... das heißt ... da ist noch die Sache mit dem Arm ... ein Arm ist weg ... aber man hat mir versichert ...«

»Ein Arm fehlt Ihnen?«

»Ja. Wissen Sie, bei der Explosion ...«
 »Da müßte noch ein Paar liegen ... welcher fehlt Ihnen denn?«
 »Der linke.«
 »Ach herrje.«
 »Was soll das heißen?«
 »Ich fürchte, es sind zwei rechte, wissen Sie.«
 »Zwei rechte Arme?«
 »Tja. Unter Umständen können Sie Schwierigkeiten haben ...«
 »Ja?«
 »Ich meine, wenn Sie einen rechten Arm nehmen würden ...«
 »Einen rechten Arm anstelle des linken?«
 »Ja.«
 »Aber ... nein, oder doch, ... lieber einen rechten als gar keinen ...«
 »Das meine ich auch. Warten Sie einen Moment, ich hole ihn.«
 »Ich komme am besten in ein paar Tagen wieder vorbei, dann haben Sie vielleicht einen linken da ...«
 »Also ich habe hier einen weißen und einen schwarzen ...«
 »Nein, nein, einfarbig ... nichts gegen Schwarze, hm, es ist nur eine Frage der ...«

Pech gehabt. Eine ganze Ewigkeit im Paradies mit zwei rechten Händen. *(Näselnd gesprochen)* Und jetzt schlagen wir ein schönes Kreuz! *(Er setzt zu dieser Geste an, hält aber inne. Er betrachtet seine Hände.)* Nie weiß man, welche man nehmen soll. *(Er zögert einen Augenblick, dann bekreuzigt er sich schnell mit beiden Händen.)* Sich eine ganze Ewigkeit, Millionen Jahre, zum Affen machen. *(Wieder schlägt er mit beiden Händen ein Kreuz.)* Die Hölle. Da gibt's nichts zu lachen.

(Er dreht sich um, geht auf die Kulissen zu, bleibt einen Schritt vor dem Abgang stehen, dreht sich erneut zum Publikum, und seine Augen leuchten.)

Andererseits ... du weißt ja, daß Musik ... mit diesen Händen, mit zwei rechten ... wenn da nur ein Klavier ist ...

(Er wird wieder ernst.)

Was du da unterm Arsch hast, ist Dynamit, Bruder. Steh auf und hau ab. Es ist vorbei. Diesmal ist es wirklich vorbei.

(Geht ab.)

